

Die ständige Angst vor dem Hunger blieb in unserer Heimat bis weit in das 19. Jahrhundert hinein, auch wenn sich Hungersnöte solchen Ausmaßes erst 1816 und 1847 wiederholten.

Das treue Gemüt unseres Gewährsmannes Johann Martin Steiner sah in der Hungersnot ein göttliches Strafgericht. Die Mehrheit dachte nicht anders. Im Juni 1771 hatte die Landesherrschaft ein Kirchengebet angeordnet, das fortan jeden Sonntag zweimal von der Kanzel zu verlesen war. Der Text war bisher leider nicht zu eruieren, seine Wirkung ist uns durch Steiners Chronik glücklicherweise bekannt: *"Ich kann dieses Jammern nicht genug beschreiben. Es sind sehr viele Tränen vergossen worden."* Ähnlich berichtet er über den außerordentlichen Bußtag vom 21. Juli 1771: *"Hier in Sonneberg hat unser Adjunktus Musäus vormittags und Herr Kaplan Daniel Müller nachmittags gepredigt, wobei man sehr vieles Seufzen und Weinen gehört."*

Zu öffentlichen Unmutsäußerungen, wie sie von anderen thüringischen Orten durchaus bekannt sind, ist es im Sonnebergischen nicht gekommen. Nach allem versteht man den Stoßseufzer, mit dem Steiner die (erst 1781 geschriebene) kurze Einleitung zu seinen chronikalischen Aufzeichnungen ab-

schloß: "Gott helfe, und ich wünsche, daß unsere Nachkommenschaft nimmermehr mit Unruhe beladen werde und keine Plagen zu ihren Hütten sich nahen!"

Quellen:

1. (Autorenkollektiv): Deutsches Brötmuseum Ulm. Braunschweig 1980
2. Classen, J.: 15 Kometenflugblätter des 17. und 18. Jahrhunderts. Pulsnitz 1977
3. Gerhardt: Handbuch der Münz-, Maß- und Gewichtskunde. Berlin 1795
4. Heim, Friedrich Timotheus: Topographie des Pfarrspiels Effelders 1808–14. Effelder 1993
5. Kaiser, Hermann: Heimatgeschichtliche Stoffe für die Schulen des Kreises Sonneberg, 3. Teil. Sonneberg 1925
6. Kirchenbücher von Sonneberg, Schalkau, Steinach
7. Müller, Adolf Wilhelm (Hrsg.): Aus der Steinerschen Chronik von Sonneberg. Sonneberg 1926
8. Pasternak, Boris: Stichotworenija i Poemü. Moskwa-Leningrad 1965 (russisch)
9. Sigismund, Berthold: Landeskunde des Fürstentums Schwarzburg-Rudolstadt. Rudolstadt 1862

Klaus Gasseleder

Der Weg zurück

Tagebuch einer Rückkehr nach Franken (1992)

Prolog

Es war wie überall in den kleinen Städten. Ein gänzlich unbestimmtes Gefühl der Enge, die feste Überzeugung, daß in der Heimatstadt nichts los sei, ohne daß jemand benennen konnte, was eigentlich hätte los sein sollen, trieb uns hinaus in die ach so weite Welt. Wir glaubten, hier alles bereits zu kennen, und dachten uns das Draußen voll von Neuem und voll von Freiheit.

Mit dieser Neugierde in Kopf und Bauch sind viele von uns weggegangen, sind drau-

ßen verkümmert oder gereift, und haben nie mehr zurückgefunden, sind eingetaucht in eine andere oder auch in eine fast gleiche Welt, sind hängengeblieben an fernen Orten, in Berufen, die sie hier nicht hätten ausüben können oder bei ihren großen und kleinen Lieben, haben mit ihnen Familien gegründet und Häuser gebaut.

Es war ein Weggehen in vielen kleinen Schritten, als ich vor einem Vierteljahrhundert die Stadt am Main mit ihren fleißigen Menschen verließ, um ein Studium in der

nächstgelegenen Universitätsstadt zu beginnen, der vieltürmigen, frommen und frömelnden Stadt, an einer Universität, die geprägt war von den gelb-weißen Fahnen des Bistums und den bunten der Korporationen, von Kutten, Roben und bierbauch-umspannenden Phantasieuniformen. An jedem Freitagabend dann freilich erfolgte die Heimfahrt ins häusliche Jugendzimmer, ins elterliche Nest, am Montagmorgen endlich die Rückfahrt zum Studienort. Dazwischen lagen Fernsehabe mit den Eltern im Wohnzimmer zu Gast bei Kulenkampff und Frankenfeld und sonntags der gemeinsame Autoausflug ins übernächste Dorf zu Schnitzel mit Kartoffelsalat.

Dann führte der Weg hinaus aus dem Frankenland, nicht in eine der großen Städte, sondern in die anheimelnde badische Bischofsstadt – dies in einer Zeit, von der wir glaubten, es sei die unsrige, in der wir dachten, es sei an uns, Geschichte zu gestalten und unser Leben nach unseren Gesetzen zu leben. Seltener wurden nun die Heimfahrten. Aber immer noch wanderten die Wäschepäckchen zur Mutter, kamen zurück mit dem in die Wäsche eingewickelten selbstgebackenen Gewürzkuchen, Frühstück für eine Woche und süßes Andenken an das Elternhaus, täglich süßer werdend, unerträglich süß.

Als die Hochschule mich dann endlich ins Leben entließ, da zog es mich nicht zurück an den Main, sondern weiter weg noch, in den Norden hinauf, wie man bei uns sagt, die Meereshöhenlinien mißachtend, dorthin, wo niemand je gewesen war aus der Familie, in einem unbekanntem Landstrich, eine unbekannte Stadt, einen weißen Fleck auch auf meiner Landkarte. Ich wußte nicht, was dort mir blühte, es lockte nicht die unbekannte Stadt, nur weit weg sollte es immer noch sein. Die Heimfahrten (wie lange hießen sie noch so?) wurden seltener, acht Wochen, zehn Wochen lagen nun dazwischen, die Besuche bei den Eltern im gleichen Maße kürzer. Doch die Stadt im Norden, die alte Stadt voller Gärten, Parks, prächtigen Bürgerhäusern im flachen, platten Land, sie blieb fremd, die Sehnsucht nach dem Süden wuchs von Jahr zu Jahr. Und bei jeder Fahrt nach Franken die Freude, wenn die ersten Hügel des Berglands sich aus

der Ebene erhoben – und ebenso groß die Trauer auf dem Weg zurück in die sehnsuchtsvollen nächtlichen Träume vom Gehen zwischen Hügeln und Höhen.

Die Eltern wurden krank, die Besuche häufiger, und irgendwann waren ihre Krankheiten nur noch Vorwand, um, einer noch uneingestandenen Sehnsucht folgend, häufiger heim nach Franken zu reisen. Es war die Zeit der Wiederentdeckung, der Rehabilitation der Mundart, die uns einst in der Schule von den Lehrern ausgetrieben worden war, die selbst Fremde, Vertriebene aus ihren Heimaten, gewesen waren. Ich begann mich meiner Kindheitssprache zu entsinnen, sie mit dem Glanz der Erinnerung zu umhüllen, wie eine ferne Geliebte. Die Menschen, die sie sprachen, kamen mir näher, ihre Sprache schien nicht mehr ordinär, ihr Anderssein nicht unüberbrückbar, das, was einst mir als hoffnungslos rückständig gegolten hatte, verzeihrlich. Ich begann die Rückkehr nicht mehr für undenkbar zu halten und weigerte mich nun endgültig, in der Fremde Fuß zu fassen.

Zwanzig Jahre in der norddeutschen Hansestadt liegen hinter mir. Noch nicht lange ist die Mutter tot. Sie hatte mir einst die Heimkehr prophezeit, aber was in ihren Augen eine Rückkehr gewesen wäre, ist mir keine, denn längst habe ich gelernt, daß niemand zweimal in denselben Fluß steigt.

Aber ein Rückweg ist es dennoch. Ich trennen ihn an, einmal auf gewöhnliche Weise mit dem Möbelwagen, und dann kurz darauf ein zweites Mal zu Fuß, 450 Kilometer in 13 Tagen, viel auch für einen leidlich geübten Fußgänger, doch es geht mir nicht um sportliche Leistungen, körperlich nachvollziehen möchte ich die Entfernung, nachfühlen die allmähliche Wiederannäherung an die fränkische Heimat.

Mein Weg soll kein Weg sein zu den Schönheiten des Landes und auch kein Weg zu ihren Scheußlichkeiten, seine einzige Eigenschaft soll es sein, die kürzeste Verbindung herzustellen zwischen der Stadt, in der ich die letzten zwei Jahrzehnte verbracht habe, und der Stadt, in der ich aufgewachsen und wohin ich wieder zurückzukehren im Begriffe bin. Es ist mein Weg allein. Ich muß ihn

gehen, muß ihn auf eigenen Füßen gehen, muß ihn geradewegs ohne Umweg gehen.

Es mag zuweilen vorkommen, daß ich einen Wanderweg kreuze oder ihn ein paar Stunden gehe, aber dann wird es Zufall sein, daß dieser Fernwanderweg meiner gedachten Linie folgt, die ich mir mit dem Lineal gezogen habe und die ich nur zu verlassen gedenke, wenn ein Fluß, ein Stacheldrahtzaun, die Eisen- und Autobahnlinien oder die Holzwege der Gebirge mich zu einer Abweichung zwingen...

Der Weg zurück

Zehn Tage bin ich nun unterwegs. Gegangen bin ich an sonnigen kalten Morgenstunden, an schon warmen Märznachmittagen, dann – paradoxerweise weiter im Süden – durch Schneeschauer und Nieselregen. Ich habe die ersten Boten des Frühlings gespürt und erspät, das Schwirren der Lerchen, die in der Morgensonne glitzernden Erdschollen, die kräftigen Stengel des Huflattichs, die die noch halbgefrorene Erde durchbrochen haben, die unter wärmenden Hecken versteckten Veilchen, die frühen violetten Blüten des Seidelbast im Wald, aber auch den zählebigen Winter, der diese Blüten noch ein letztesmal mit Schnee und Eis bedeckt hat.

Mein Körper hat sich längst daran gewöhnt, von morgens bis abends in Bewegung zu sein, die Wegstrecken sind von Tag zu Tag länger geworden, ohne daß die Beine mir gleichermaßen schwerer wurden. Die Vergangenheit windet sich in meinem Kopf und die Zukunft in der alten, der neuen Heimat, aber oft am Nachmittag, als der Körper schon erschöpft ist, da gibt es vor allem auch Leere im Kopf und nichts als irre kreisende Gedanken.

Noch drei lange Wandertage liegen nun vor mir, als ich vom hessischen Philippstal aufbreche, das dicht an der thüringischen Grenze an der Werra liegt.

Dienstag, den 17. März

Ich versuche vom alten Städtchen Philippstal einen Abkürzungsweg über den Hügel ins thüringische Sünna südlich Vachas zu finden.

Doch die Grenze ist auch mehr als ein Jahr nach ihrer Öffnung noch wirksam, jeder Weg führt entweder in weiten Windungen zurück oder stößt an ausgedehnte zu dieser Jahreszeit unüberquerbare LPG-Felder. Die riesigen, gleichartigen Anbauflächen bilden ein grobes Landschaftsmuster, das sich von den kleinfleckigen, fränkischen Fleckerlteppichen deutlich unterscheidet. So wird auch noch lange eine Grenze bleiben, für das Auge sichtbar in der Landschaft, neben all den sozialen Grenzen, die geblieben, aufgerissen sind.

Endlich entdeckte ich einen Weg, der zu einer Mülldeponie und von da aus verengt als strauchumwucherter Trampelpfad zum Grenzstreifen führt. Abgebrochene, zerbröselte Betonpfosten mit schwarz-rot-goldenen Streifen stecken in der Erde, werden sichtbar sein, bis einst das Brombeergestrüpp sie geschluckt hat. Am Ufer der Ulster, wohin ich mich durchschlage, ragen noch Reste von Betonträgern in den Fluß. Irgendwo hier in dieser von Gestrüpp verwachsenen Wildnis überschreite ich die alte Grenze und gehe Richtung Unterbreizfeld, bin aber froh, bald über einen Feldweg aus dem vom Kalistaub und Braunkohlenruß verhüllten Tal wieder in die luftige Höhe zu gelangen. Vom Hügel habe ich einen weiten Ausblick auf die vielen Kalihalden, die von der Morgensonne beschienenen, halb aufgetauten Schneehalden gleichen, und die grünen Rhönberge ringsum; den sagenumwobenen Ötzen mit seinen keltischen Fundstätten und seinen neuzeitlichen Steinbrüchen, den Dietrichsberg, den Ulsterberg, den runden Arzberg dahinter.

Unten in Sünna gehe ich durch die Karl-Marx-Straße, die Karl-Liebkecht-Straße, der Konsum mit "Waren für den täglichen Bedarf" liegt am Weg. Das Dorf verlasse ich bei dem häßlichen LPG-Komplex, wie überall auf billigste Weise erbaut, errichtet ohne das Mindestmaß an ästhetischer Anstrengung, ohne Rücksicht auf ortsübliche Baumaterialien und traditionelle heimische Stile. In Sünna und in jedem thüringischen Dorf, durch das ich komme.

Eine Weidefläche, die ich überqueren werde, ist bereits mit einem Schild als Privatbesitz gekennzeichnet, was mich nicht hindern soll, dort den kleinen Bergkamm zu

überqueren. Vor mir nun liegt unverstellt die runde Kuppe des Arzbergs, des blauen Bergs, so genannt wegen der großen Zahl von blauen Scyllablüten, die jetzt bald im Wald sich öffnen. Kleine Weiler liegen unten im Tal, kaum Dörfer zu nennen: Mieswarz, Borbels. An einer kleinen Feuchtfläche unterhalb des Arzberges biegt der Wind das Schilf und die braunen zerzausten Rohrkolben mit ihrer weißen Winterwolle. Ein klarer freier Blick ist von der Anhöhe aus möglich, hinweg über Bernbach auf die runden Basaltkuppen des Fuldaer Kegelspiels, auf den mächtig aufragenden Soisberg. Stolprig wie ich heute bin, fürchte ich mir fast die Beine zu brechen. Es gibt Tage, da geht man sicheren Schritts über Eis, an anderen strauchelt man an Strohalmen.

Noch vor dem Mittagsläuten habe ich über eine schlaglochübersäte kleine Straße das thüringische Dorf Bremen erreicht. Lange habe ich nicht gewußt, daß es noch ein zweites Bremen gab, außer der großen, flachen, der liberalen und freundlichen, aber mir nach zwanzig Jahren immer noch fremden Stadt im Norden. Nun das kleine vor die Rhönberge geduckte katholische Bremen im thüringischen Kreis Bad Salzungen. Als ich es erfahren habe, habe ich das eine Mal die direkte Linie meines Wegs verlassen, des Gags wegen, von Bremen nach Bremen zu wandern.

Hähne krähen, Hunde bellen. Eine Madonnenfigur mit tiefblau gemaltem Mantel und Heiligenfiguren in braunen Kutten verraten, daß ich mich zum ersten Male auf meiner Wanderung überhaupt im katholischen Gebiet befinde. Die barocke Fassade der Kirche hat wieder ihre weiße Farbe mit den roten Ecksteinen erhalten. Bonifatius und Sturmius, die Heiligen des Fuldischen Lands, flankieren das Portal, über dem das bischöfliche Wappen der Dalbergs angebracht ist. An vielen Türstöcken haben die Darsteller der Heiligen Drei Könige ihr C+M+B hinterlassen.

Als von der Kirche das 12-Uhr-Läuten ertönt, gehe ich die kleine Bergstraße Richtung Kranlucken hinauf, in den Sockel des Kreuzifixes am Weg ist die Unterschrift "Es ist vollbracht" eingemeißelt. Müde und wenig

fromm denke ich mir: So weit bin ich noch lange nicht.

Es ist eher eine Trauer, die mich ergreift, wenn ich durch die thüringischen Dörfer wandere. Eine letzte Begegnung mit Kinderland, mit Dörfern, die viel von ihrem alten Aussehen bewahrt haben, weil kein Geld da war, es zu zerstören. Aber der Schein trägt. Längst sind die Bagger unterwegs, zumindest schon in den Hirnen der Planer, vielleicht auch in den Köpfen der Bewohner. Die Zukunft ist vorgezeichnet, an den Rändern wachsen schon die Supermärkte, bestellt sind Alpendächer und geschmizte Balkone, Rolläden und Eternitplatten.

Auf der Anhöhe, wo sich Wanderwege kreuzen, hoffe ich erstmals auf einen freien Blick nach Süden auf die hessischen Rhönberge, doch es ist ein nebliger Tag, und mir bekannte Bergumrisse suche ich vergeblich am Horizont. Mit Hilfe der Karte versuche ich mich stattdessen in der Nähe zu orientieren: Der Roßberg liegt gleich vor mir, der Berg dahinter dürfte schon der Habelberg bei Tann sein, und nahebei, der aus dem Ulstertal steil emporragende eigentümlich geformte Berg wird wohl der Rockenstuhl sein, allesamt Namen, die ich nie gehört habe, von denen niemand bei uns erzählt hat. Fremde Namen, fremde Orte? Thüringen, Land gleich hinter der Grenze, fremd warst du, fremder dem fränkischen Wanderer als Tauern, Engadin und Vinschgau.

Durch das kleine Örtchen Kranlucken fließt ein Bach, der im gemauerten Bett sich um ein Fachwerkgasthaus schlängelt. Die vordere das Dach überragende Fassade der Kirche ähnelt der von Bremen mit dem barockrunden Aufsatz, das Schiff wirkt, wie oft bei fränkischen Barockkirchen, fast wie darangehängt. Noch fehlt der Putz an der grauen Kirchenwand, doch die Fachwerkhäuser strahlen schon neuweiß, die Lage zwischen den Hügeln, die sicher mal in noch zu verfassenden Prospekten als idyllisch bezeichnet werden wird, läßt das Schlimmste, das zu Tode renovierte Dorf, befürchten.

Nach diesem Tal folgt gleich wieder ein Anstieg, das eine bedingt das andere und so gilt beinahe überall, wo Wanderweg und

Lebensweg in Beziehung gesetzt werden, das Auf-und-Ab der Straße als Gleichnis für unser Leben.

Es ist schon Rhönlandschaft hier, bekannte Landschaft, obgleich ich noch nie hier an diesem Ort gewesen bin, nie die Namen der Berge und Dörfer gehört habe, heimatliche Landschaft schon. Aber was heißt das, wenn ich sage heimatliche Landschaft? Was muß alles zusammenstimmen, um ein Bild zu ergeben, das einem vertraut ist. Drei Tage bin ich in der letzten Woche durch das Weserbergland gegangen, das mit den Formen seiner Berge und Täler mainfränkischem Land durchaus ähnelt, mit seinen ausgedehnten Mischwäldern, den ins Tal eingebetteten Dörfern, dem die Gebirgszüge teilenden Fluß, und doch ist dort immer etwas gewesen, das mir gefehlt hat, das nicht ins Bild gepaßt hat, das verhindert hat, mich auf halbem Wege heimisch zu fühlen.

Ja, ich möchte in Landschaften lesen wie in Büchern, möchte wissen, woher die Linien stammen, die dem Auge und der Seele schmeicheln, woher die Farben? Wissen möchte ich alles über die Verformungen der Erde in Urzeiten, die Abnutzung der Steine, die Abtragung der Erde durch Erosionen, wissen auch über all die Eingriffe der Menschen in die Natur, die Aufteilung des Landes unter den Menschen durch Erbschaft, Machtgier und Flurbereinigung, über die Gründe, bestimmte Früchte anzubauen und andere nicht, über die Gesetze der Ökonomie und das Brauchtum der Menschen, die das Land gestaltet haben. Wissen möchte ich, warum die Menschen das Dorfzentrum verlassen und an den Dorfrand häßliche Häuser erbaut haben, warum ihnen das Gefühl für Harmonie und Dauerhaftigkeit abhanden gekommen ist. Aber Bescheid wissen müßten wir auch über uns selber, darüber, warum wir ein Landschaftsbild schön finden und ein anderes nicht. Urbilder und Gesetze der Harmonie mögen wirken und ganz persönliche Erinnerungen, denn auch der Betrachter hat seine Geschichte. Wie kann der Wanderer das alles wissen, wo es oft der nicht weiß, der lange in dem Ort gewohnt hat, aber lehrt uns die Fremde nicht auch, das Heimische neu zu sehen?

Mein Höhenweg führt unterhalb des Roßbergs an Weideland entlang, es geht der Blick hinab ins Ulstertal. Unten zwischen hohen Bäumen ist die Kirche von Schleid auszumachen, dahinter erhebt sich steil ein Berg, der mit den nördlichen Vorbergen zusammen Kopf und Körper einer liegenden menschlichen Figur bildet. Weiter nach Norden fällt der Blick auf das burghewehrte Städtchen Geisa, das Tal beherrscht – ich bin mir jetzt des Namens sicher – der steilaufragende Rockenstuhl. Dahinter ragen die vielen Gipfel des hessischen Rhönlands, wer zählt sie alle, nennt die Namen. Alles fast runde, abgerundete Kuppen, Hintern oder Brüste, je nachdem. Noch einmal, ich mag diese Landschaft lieber als die brettflache des Nordens.

Ein Transformatorhäuschen steht am Weg, ziegelbedeckt, keine Schönheit für den Kunstführer, doch verknüpft mit Erinnerungen an jene Zeit, wo solche Bauwerke noch überall in Wiesengründen, an Feldwegen aufragten. Der Weg führt an einem Bauernhof vorbei, ist das barocke Marterl hinter dem Maschendraht Privatbesitz gewesen, privat erst geworden? Hunde bellen unaufhörlich, selten geht hier ein Fremder vorüber. Ein Sträßchen führt vom Ulstertal hierauf auf einen freien Platz, dort unmittelbar an der Grenze hat der Weiler Langwinden bis in die 70er Jahre gelegen, eine Wüstung unserer Tage. Hier ist nun Brachland, Land für Brennesseln und Disteln und dorniges Gestrüpp, und gleich dahinter der breite gerodete Grenzstreifen, der sich vom Tal aus den Berg heraufzieht. Noch findet sich dort eine Doppelreihe von Betonpfählen, am Boden liegen gefällte Eisenträger und aufgewickelte Stacheldrahtrollen. Ein Stückchen weiter dann ein befahrbarer Betonstreifen, die Pfähle an den Rändern umringelt hier noch der Drahtverhau, aus den in die Platten eingelassenen Löchern wächst wieder Gras.

Der Weg endet hier nicht an der Grenze, sondern führt weiter nach Sinswinden, nach Schlitzenhausen, kleine Bergdörfer, die ihre Namen verloren haben an die größere Gemeinde, das Städtchen Tann. Dies liegt unten im Talnebel, mit seinen drei miteinander verbundenen Schlössern, dem gelben, dem roten und dem blauen. An der Stelle, von der man

von hier oben in die Stadt hinabsehen kann, ist der Ausblick spiegelnd an eine Hauswand gemalt, ein Pferdegespann im Vordergrund hinzugesetzt, eine Doppelung von Wirklichkeit und idealisiertem Abbild. Wandbilder an weißen Hausfassaden sind in der Rhön in Mode gekommen, zieren oder verunzieren nahezu jede Fassade, zumindest eine Silberdistel muß es sein.

Tann, Grenzstadt, nacheinander bayerisch, preußisch, hessisch, von früheren kleinen Herrschaften ganz zu schweigen. Das historische Elf-Apostelhaus, das viel gerühmte Fachwerkhaus, ist durch Sparkassenreklame verunziert. Auch stille Plätze gibt es, den Töpfermarkt etwa, abseits der Hauptstraße, und es gibt auch hier die Silberdisteln an den Häusern in allen Größen, Variationen, Materialien. Was als Wahrzeichen erfunden wurde, ist schnell zu einem Warenzeichen der Ware Tourismus geworden, sollte man es da nicht lieber Falschzeichen nennen?

Vom Vorort Wendersbach aus steige ich den Wanderweg zur vor mir liegenden Kuppe des Auersbergs hinauf, blicke von der Höhe hinweg über Dipbach, Unterweid, auf die wachtturmbewehrte Grenzlandschaft, die kahlgerodeten Streifen kriechen zwischen den Wäldern den Berg hinauf, markieren die Grenze noch für Jahrzehnte. Auf den die Bergwiesen querenden Wegen ist es feucht, matschig vom geschmolzenen Schnee, neuem Regen. Doch dann wird der Wald erreicht, den der Auersberg trägt. Die Ruine am nördlichen Ende weist einen Mauerring auf, der von der Südseite besonders uneinnehmbar aussieht. In die Burg integriert hat man einen Aussichtsturm, der den Blick über die Rhönberge von der Wasserkuppe bis zur Milseburg freigibt, genauer gesagt, freigäbe,

wäre es an diesem Nachmittag nicht so trüb und dämmrig.

Ein kurzer steiler Weg leitet hinab nach Hilders, wo ich heute, die geplante Route um drei Stunden verlängernd, nächtige. Im Zentrum hat man Bauten aus Beton und Glas errichtet, die Marienfigur, hier schon Herzogin von Franken genannt, verschwindet fast vor der Glas- und Betonfassade des Hallenbades, eine rotgestrichene bunte Säule mit bunter Kreuzigungsgruppe auf der einen, den 14 Nothelfern auf der anderen Seite, zerfließt vor den roten Metallfenstern des Kaufhauses ins Nichts. Heiligenfiguren passen nicht mehr an ihren angestammten Ort, sind bloße Überbleibsel geworden, hat nur der Mut und die Ehrlichkeit gefehlt, sie gleich ganz zu entfernen? In einer kleinen Wirtschaft esse ich einen Rhöner Zwiebelbloods. Man spricht fränkisch an jenem – im politischen Sinne – ehemals fränkischen Ort im heutigen Lande Hessen.

Mein fränkisches Land, kein besseres Land, ein Land, das nicht an einem Schlagbaum anfängt oder endet, ein heimatliches Land ohne Staatsgebiet. Irgendwann wird man gewahr, daß man da ist, wenn man von Norden nach Süden dahingeht. Man kommt nicht von einer Stunde zur anderen hin, kein Berg oder Fluß trennt es schroff ab. Es ist nicht plötzlich da, Nähe und Ferne gehen ineinander über, Vertrautes und Fremdes, bis das Ferne immer mehr schwindet und irgendwann das Gefühl entsteht, da zu sein. Und doch ist für mich im Hiersein immer auch Fremdes, aber selten war mir in der Fremde ein Hiersein.

Fortsetzung und Schluß im Februarheft

In der Westukraine wird Ostfränkisch gesprochen

Eine junge Ungarin untersuchte die Sprache der Karpatendeutschen

In einem Budapester Bürgerhaus, in dem schon bessere Zeiten und der Komponist Bela Bartok gewohnt haben, lebt die Familie Jarmy. Die Mutter war 1965 Mitglied der ungarischen Säbelfechter-Mannschaft, die in Mexiko die Silbermedaille gewonnen hat. Die Tochter Fruzsina, die gerade ihre Studien am Germanistischen Institut der Universität Budapest beendet hat, wird vielleicht in ganz anderer Weise einmal auf sich aufmerksam machen. Mit einer soziolinguistischen Diplomarbeit über die Sprache der Karpatendeutschen in der Westukraine frischt sie nämlich die uralten Beziehungen zwischen Ungarn und Franken wieder auf, die von Ekbert von Andechs bis zu den großen Schönbornbischöfen oder von den Frauenheiligen Elisabeth, Gisela und dem König Stefan vielleicht bis hin zur Identifikation des Bamberger Reiters auf der ungarischen Fuchsstute reichen.

Sie hat vor allem die Sprache jener deutschen Sprachinseln im Kreis Mukatschevo untersucht, die von 1729 an durch die Schönbornbischöfe Lothar Franz und Friedrich Karl besiedelt wurden und die in den letzten Jahren wiederum das Interesse der Franken gefunden haben. Vor dem Zweiten Weltkrieg wurde noch in 80 Ortschaften von etwa 15000 Menschen Deutsch gesprochen; dies läßt sich vor allem in Palanok (Plankendorf), Kucava (Deutsch Kutschowo), Koropec (Oberschönborn), Nove Selo (Unterschönborn) und Pavsyno (Pausching) nachweisen. Wer heute diese Dörfer besucht und sich die Geschichten und Schicksale erzählen läßt, wundert sich, daß hier überhaupt noch ein Mensch Deutsch redet. Und wer genauer hinhört, erfährt rasch, daß die Nachfahren der Kitzmann, Vogel, Demling oder Pfister, deren Grabsteine auf den verwilderten Friedhöfen noch zu finden sind, eben keine "Schwoben", sondern vorwiegend Franken waren.

Sieben Staatsangehörigkeiten hat ein heute 90jähriger Mann in seinen Papieren: Er war als Tscheche, Ungar, Slowake, Sowjetrusse oder Ukrainer auf diesem Verschiebebahnhof im Niemandland verschoben; er hatte die Magyarisierungswelle zwischen den beiden Kriegen überstanden, den Sturm der Roten Armee, die Verfolgung und Verschleppung, die Vielsprachigkeit und die Sprachlosigkeit in der Zeit der verbotenen deutschen Schule oder die Dezimierung durch die "freiwillige Entnationalisierung" (Melika), als der KGB in jedem Dorf saß und die Scheunen der einst wohlhabenden Bauern abgerissen werden mußten. Und doch reden sie Deutsch und beten sie Deutsch, obwohl die Orthografie der



Eine Erinnerung an bessere Zeiten: Das ehemalige Amtshaus der Schönborns in Makacz.